

Jumping Mouse

Anne Weber

Jumping Mouse

Essays und Reden



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

- 7 Paris oder Wo die Sehnsucht hinfällt

Wissen und Gewissen

- 19 Ahnung und Vergangenheit
30 An die Aufbrechenden
53 Ein Blick in die Augen
71 Europäischer Schwertransport
75 Fabian und Annette
81 Ein Viertes bleibe uns erspart
93 Wörter leben nicht in Wörterbüchern
97 Aus der Schattenwelt
102 Wie man in den Himmel kommt

Schreiben und übersetzen

- 117 In Schreiben steckt Schrei
145 In der Sprachfremde
149 Unfreiwillige und inkompetente Überlegungen
zu Drastik und Avantgarde
159 Same, but different
165 Am Ende war das Verb
171 Sprachgefälle
176 Lücken
209 Seine Sprache, seinen Platz finden
215 Meine Zufriedenheit gleicht einem Leuchtturm

Sehen und lesen

- 221 Von der Größe der Kleinen
- 224 Die Frische des Sonnenaufgangs
- 230 Schrankenlos waltende Wortlustfahrt
- 235 Nachwort außen
- 245 Vor dem Verstummen
- 251 Dann regnete es in die hohe Fantasie hinein
- 255 Qual der Nicht-Wahl
- 261 Ainst
- 265 Bouquet final
- 273 Zwischen Lachen und Rührung –
eine Nobelpreisverleihung
- 278 Der Entlarver
- 288 Festrede anlässlich der Aberkennung mehrerer
Nobelpreise für Physik, Chemie, Medizin, Literatur
und Frieden aus den Jahren 1904–2024 aufgrund
von Neubewertungen der wissenschaftlichen und
künstlerischen Errungenschaften durch eine
unerwartet neu besetzte Jury
- 295 Textnachweise
- 298 Verwendete Literatur

Paris oder Wo die Sehnsucht hinfällt



*Geschrieben wenige Wochen nach dem
Anschlag auf das Bataclan in Paris*

In den letzten Wochen kam es zu jenem altbekannten Phänomen, das nach einem plötzlichen Unheil eintritt. Wir ärgern uns jahrelang über einen guten Freund, schimpfen über unsere Eltern, bis zu dem Tag, an dem ihnen etwas passiert. Dann schimpfen wir erst einmal lange Zeit nicht mehr. So auch mit der Stadt Paris.

Zur Stadt Paris heißt ein Buch mit Geschichten von Peter Bichsel. Die kürzeste davon trägt den Titel »Sehnsucht«. Auch wenn sich manche darüber erhaben fühlen: Paris ist über die Jahrhunderte ein Sehnsuchtsort geblieben. Zum Wesen der Sehnsucht aber gehört ihre Unbestimmtheit. Der Sehnsuchtsort ist weder die Stadt selbst mit ihren bekannten und unbekanntem Sehenswürdigkeiten noch ein wie immer gearteter »Flair«. Was uns anzieht, ist vielmehr eine unerreichbar ferne Wolke, in der auf geheimnisvolle Weise Catherine Deneuve und der Glöckner von Notre Dame, Samuel Beckett und die Rita Mitsouko, Jeanne d'Arc und Serge Gainsbourg zusammenfinden und nach durchtanzter Nacht in weichen Himmelbetten unter einer Brücke schlafen. In diese Wolke wollen wir hinein. Paris! Je nachdem, woher wir kommen und wer wir sind, hoffen wir sie an Heines Grab im Cimetière de Montmartre, bei Jim Morrison und Abélard und Héloïse im Père-Lachaise, bei Sartre und

Beauvoir im Café de Flore, bei Beckett und Giacometti an der Kreuzung des Boulevard du Montparnasse und des Boulevard Raspail, im Moulin Rouge unterhalb des Sacré Cœur, bei Rilke im Jardin des Plantes und immer wieder auf dem Eiffelturm und immer wieder in der Liebe zu finden.

Nur wer wie Peter Bichsel verstanden hat, dass er weniger den Sehnsuchtsort liebt als die Sehnsucht selbst, hat das Glück – oder das Pech –, zu Hause bleiben zu können. Oder jedenfalls den Zielbahnhof nie verlassen zu müssen, wie in jenem Film über Bichsels erste und einzige Reise nach Paris, bei der er, schon in fortgeschrittenem Alter, am Gare de l'Est ankommt, ein Hotel gegenüber dem Bahnhof bezieht und sich für den Rest des Aufenthalts alleine mit seiner intakten Sehnsucht in sein Hotelzimmer einschließt.

Ich selbst bin vor zweiunddreißig Jahren ausgestiegen und den Boulevard de Strasbourg hinunter in die Stadt gelaufen. Dabei ist im Laufe der Zeit die Sehnsucht nicht ganz unbeschadet geblieben. Zunächst einmal bin ich aber an vielen afrikanischen Friseurläden vorbeigekommen, kruseelige dunkle Haarbüschel wehten über den Bürgersteig, die vierspürige Straße war gesäumt von Männern, die den Tag im Stehen verbrachten, während hinter den Schaufenstern in geduldiger Flechtarbeit Zöpfchenwellen und -türme entstanden, und ich merkte, dass meine Sehnsucht nach Paris auch eine Sehnsucht nach Afrika gewesen war.

Ich ging weiter, immer geradeaus den Boulevard entlang, an einem Turm vorbei, von dem ich nicht wusste, dass er das einzige Überbleibsel, gewissermaßen der abgehackte Arm, der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kirche namens Saint-Jacques-de-la-Boucherie war, wörtlich Heiliger Jakob der Metzgerei, so benannt nach den Schlachtereien,

die es in diesem Stadtviertel im Mittelalter gegeben hatte. Ich ging an dem kleinen Garten vorbei, der den Turm umgibt, ohne auf die Büste von Blaise Pascal zu achten, die an seine 1648 von diesem Turm aus unternommenen Experimente zur Schwerkraft erinnern soll, und ohne die in Stein geritzten Verse von Gérard de Nerval zu lesen, der ein paar Schritte von hier, Rue de la Vieille Lanterne, in einer eisigen Winternacht des Jahres 1855, nachdem er sich einen Strick um den Hals gebunden hatte, auf seine Weise mit der Schwerkraft experimentierte. Die schwarze Sonne der Melancholie war noch nicht aufgegangen. Wie eine Sonnenblume schwankte der Turm sachte im Wind.

Ich ging weiter geradeaus, erst über eine Brücke, dann an einem gewaltigen düsteren Schloss namens Conciergerie vorbei. Eine Concierge war offensichtlich doch etwas anderes als der deutsche Hausmeister. Kurz darauf stand ich Nase an Nase mit Notre Dame. Der polnische Dichter Zbigniew Herbert, der ein paar Jahrzehnte vor mir denselben schnurgeraden Fußweg in die Stadt hinein genommen hat, beschloss bei diesem Anblick, doch nicht herauszufinden, welche Dichter hier gerade in Mode waren, und doch kein Buch über Paul Valéry zu schreiben, sondern stattdessen alle gotischen Kathedralen Frankreichs zu besuchen. Ein paar Tage später war er schon in Chartres. Ich hob die Augen zu der dreckigen, vielförmigen Steinwelt, in der mehr Leben war als in dem ganzen Touristengewusel davor, einer Welt, die nicht nur von Menschen, sondern auch von Schafen, Löwen, Hunden, Vögeln, Fischen bevölkert war, in der musiziert und gefoltert, geritten, gebetet und auf dem Kopf gestanden wurde.

Wieder eine Brücke; ein zweites Mal ging es über die Seine, die noch nicht meine war. Der Boulevard hieß mitt-

lerweile Saint-Michel und stieg an. Die Sorbonne schien im Jahr 1968 stehen geblieben zu sein, so viele Demonstranten oder Spaziergänger zogen daran vorbei. Rechterhand schaute ich erst durch ein Gitter in den Jardin du Luxembourg hinein, dann durch die Fenster in die Closerie des Lilas, wo ich mehr Menschen sitzen sah, als in das Lokal und in diese Zeitungsseite hineinpassten, darunter Zola, Cézanne, Verlaine, Apollinaire, André Breton, Hemingway, Fitzgerald, Henry Miller, Modigliani, Aragon, Picasso, Gide, Oscar Wilde, Ezra Pound, Sartre, Beckett, Jean Vilar. Irgendwann werde ich wohl von der geraden Linie abgekommen sein, sonst hätte ich früher oder später an der Côte d'Azur landen müssen.

Dem aus seiner deutschen, polnischen, französischen Provinz Ankommenden ist es zunächst unvorstellbar, dass all diese legendenbehafteten Orte nicht nur tatsächlich existieren, sondern noch heute in Gebrauch und keineswegs bloß Museen sind, dass man nach wie vor an der Sorbonne studiert, vielleicht nicht unbedingt in Notre-Dame heiratet, aber auf jeden Fall in der Conciergerie, wo der Justizpalast untergebracht ist, geschieden wird, dass auf der Tour Saint-Jacques das Observatorium eine kleine Wetterstation betreibt und in der Closerie des Lilas jeden Abend gesalzener Schellfisch mit Spinat gegessen wird und neue und alte Verführungsstrategien erprobt werden.

Die Pariser, von denen die meisten nicht aus Paris, sondern aus ganz Frankreich und der ganzen Welt stammen, haben mit der größten Selbstverständlichkeit diesen Sehnsuchtsort, der auch ein riesiges Freiluft- (wenn schon nicht Frischluft-) Museum ist, zu ihrer Wohnstube, ihrem Kinderzimmer und ihrem Pissoir gemacht. »Von denen die meisten nicht aus Paris stammen« schrieb ich so hin, weil das mein

Eindruck ist. Jetzt habe ich es nachgeprüft, und es stimmt: Nur ein knappes Drittel der Pariser ist in der Stadt geboren, 46 Prozent kommen aus dem restlichen Frankreich, und 23 Prozent aus dem Ausland, darunter der Hauptanteil aus Portugal und Algerien. Wie können diese vielen Leute in ihrer Wohnschatulle überhaupt atmen? Kommt es mir nur so vor oder leben hier tatsächlich viel mehr Menschen auf begrenztem Raum als anderswo in Europa? Weil ich schon einmal am Überprüfen bin: Es sind 21 000 Menschen pro Quadratkilometer, im Vergleich zu 3900 in Berlin, 2200 in Rom, 5300 in London. Was eventuell ein Hinweis darauf sein könnte, warum wir, angefangen natürlich mit den Frauen, hier so zierliche Schuhe zu tragen gezwungen sind. Hauptstadt der Mode! Wir versuchen, einander nicht auf die Füße zu treten.

Auch muss ich die Beschreibung meiner Parisdurchquerung noch einmal revidieren: Es war natürlich kein schnurgerades Vorwärtskommen, wie es hier den Anschein hatte, sondern ein Langstrecken-Slalom von Norden nach Süden. Das Geradeausgehen im strikten Sinn habe ich mir schon am ersten Tag abgewöhnt. Dieses ständige Aneinandervorbeimüssen bringt verschiedene Taktiken hervor, von denen das rücksichtslose Vorwärtspreschen die einzig Erfolg versprechende ist. Von dem Versuch zu erahnen, ob das Gegenüber nach rechts oder nach links ausweichen wird, wie ich ihn täglich praktiziere, ist abzuraten. Das Gedränge ist fast überall so groß wie in einem Konzertsaal, sodass man sich fragt, warum ein Tötungswütiger sich die Mühe macht, in einen solchen einzudringen.

Zu der Menschendichte kommt die architektonische Beengtheit und Verschachtelung, die oft im Unklaren lässt,

wo welches Gebäude anfängt und wo das nächste aufhört. So fand ich vor Jahren einmal, als ich gerade nach Hause kam, ein schädelgroßes Loch in meiner Wohnungswand vor, durch das sich ein erstaunter Blick in ein fremdes Treppenhaus werfen ließ. Was zunächst nach einem etwas brutaleren Einbruchsversuch aussah, erwies sich als eine »Sondierung«, die von dem mit der Renovierung des Nachbarhauses betrauten Architekten veranlasst worden war. Die Wohnung lag im 2. Arrondissement, unweit des einsamen, kirchenlosen Turmes, in einem der ältesten Viertel der Stadt, wo die Häuser seit Jahrhunderten so häufig umgebaut und renoviert worden sind, dass auf die Pläne kein Verlass ist. Bei ihrer Überprüfung ist der Schlagbohrhammer von Nutzen.

Im 19. Arrondissement, wo ich heute lebe, ist es genauso voll wie überall, obwohl es ein Außenbezirk ist, einer der wenigen, in dem Hochhäuser, aber auch Einfamilienhäuschen zu finden sind. Wie es nicht anders sein kann, wenn man so ineinander verkeilt ist, verkehrt man mit Asiaten, Kabylen, Juden, Arabern, womit die Franzosen Maghrebiner meinen. In den Bäckereien liegt orientalisches Gebäck neben Baguettes und éclairs au café. Es gibt viele jüdische Kindergärten und Schulen, die neuerdings von wechselnden schwerbewaffneten und in auffällige Tarnkleidung gehüllten Gendarmentrupps bewacht werden, deren Mitglieder oft nord- oder schwarzafrikanischer Herkunft sind. Die Afrikaner, von denen viele Franzosen sind, haben die schönsten Namen. In dem Bistro namens Les chics types, das vor Kurzem schräg gegenüber von meinem Stammcafé aufgemacht hat, arbeitete beispielsweise ein junger Mann namens Hyacinthe Koma hinter der Theke. Hyacinthe Koma

wurde am 13. November 2015 ermordet. Seine Eltern, las ich, kommen aus Burkina Faso. Er selbst ging ins Lycée Montaigne im großbürgerlichen 6. Arrondissement.

Über Vorstädte mögen Leute Auskunft geben, die in der Vorstadt leben; allen anderen nehme ich ihre Kenntnisse der dortigen Verhältnisse nicht ab. Hier, in den ärmeren Vierteln im Norden und Osten der Stadt, leben wir jedenfalls recht friedlich ineinander verschachtelt. Bei unserem alljährlichen Hausfest, das am 11. Januar stattfand und wegen der Protestversammlungen gegen die wenige Tage zurückliegenden Anschläge auf Charlie Hebdo und einen jüdischen Supermarkt auf 18 Uhr verschoben wurde, war die alte Algerierin mit dem Kopftuch wie immer dabei. Mitdemonstriert hat sie nicht, hat auch keiner von ihr erwartet oder verlangt. Jetzt ist Dezember. Gerade waren Regionalwahlen. Sonia, die aus Algerien, genauer aus der Kabylei stammende Betreiberin des Waschsalons in meiner Straße, glaubt trotzdem nicht, dass der Front National wirklich Chancen hat in Frankreich. Wer schmeißt denn den Laden hier?, fragt sie. Die Ausländer! Und was sind das für Leute, die Front National wählen, *franchement*? Lauter Rentner! Ich gebe ihr zu bedenken, dass es so viele Rentner in Frankreich auch wieder nicht gibt. Sie habe viele jüdische Kunden in ihrem Waschsalon (in den allerdings außer den paar Waschmaschinen nur noch sie selbst hineinpasst). Die wollten alle nach Israel auswandern, falls Le Pen an die Macht käme. Sie selbst glaubt nicht daran, würde aber auch nicht bleiben. Und ich? Zum ersten Mal scheint es nicht ausgeschlossen, ja, noch nicht einmal völlig unwahrscheinlich, dass Frankreich bei den nächsten oder übernächsten Wahlen eine rechtsradikale Regierung bekommt.

Einstweilen geht alles weiter wie immer, nur mit weniger Publikum. Die Bevölkerungsdichte hat abgenommen, die Einwohnerzahl ist seltsamerweise die gleiche geblieben. In der Metro und in den Kaufhäusern ist weniger Betrieb; in Museen und Ausstellungen braucht man nicht mehr Schlange zu stehen, und wenn doch, dann nicht am Eintrittskartenschalter, sondern zur Taschenkontrolle. Man hört mehr närrische Gedanken, Verschwörungstheorien, Schuldzuweisungen, Streitereien. Zugleich kommt es mir so vor, als wären die Menschen, zumindest in den ersten Tagen und Wochen *danach*, freundlicher geworden, offener, eher bereit, einander zu helfen, anzusehen, zuzulächeln.

Und was ist aus der Sehnsucht geworden?

Eine junge Pariserin, die in einem städtischen Konservatorium einen Tanzkurs besucht, erzählte mir kürzlich mit leuchtenden Augen, in der Woche vor dem 13.II. habe die Kursleiterin die Hälfte der Schüler aufgefordert, einen Tanz an einen anderen zu »richten«. Sie, die mir davon berichtete, habe sich also tanzend einer Gleichaltrigen zugewendet, einer ihr quasi Unbekannten, mit der sie lediglich in dieser Runde zusammengekommen sei. Zwei Tage später, am 13., sei der Adressatin ihres Tanzes ins Bein geschossen worden. Sie sei an einen sicheren Ort gebracht worden, wo, bis Sanitäter eingetroffen seien, ein junger Mann ihr beigestanden, ihr vielleicht die Hand gehalten, jedenfalls ihr Mut zugesprochen habe. Als die Helfer endlich eingetroffen seien und sie abtransportiert hätten, habe sie ihn aus den Augen verloren. Erst Tage später sei es ihr gelungen, die Spur des jungen Mannes wiederzufinden. Es sei ein Tänzer der *Opéra de Paris* gewesen.

Wissen und Gewissen



Ahnung und Vergangenheit



Was ist Wissen? Falls es sein sollte, was übrig bleibt, wenn wir alles abziehen, was wir nicht selbst verstehen und erklären können, so ist unser persönliches Wissen recht gering. »Die Erde ist rund« gehört jedenfalls nicht dazu, und dass der Himmel nicht blau sei, ist unter diesen Bedingungen auch nicht mehr als eine Behauptung unter anderen. Überhaupt scheint der größte Teil unseres Wissens Vertrauenssache zu sein. Denjenigen, die vor uns nach Wissen gestrebt, die in hartnäckigem Bemühen Gewissheit um Gewissheit errungen haben, trauen wir zu, dass sie ihre Sache so gründlich und klug gemacht haben, dass wir die Ergebnisse ihrer Anstrengungen nicht mehr in Zweifel zu ziehen brauchen.

Auf wie wackeligen Beinen der größte Teil unseres Wissens steht, machen wir uns nicht in jeder Sekunde klar, vielmehr behandeln wir unser Wissen, als bestünde es aus einer festen Burg von Gewissheiten. Gewissheiten erleichtern das Leben, heißt es. Sie verleihen einen sicheren Stand. Wozu würde es im Übrigen führen, wenn ich die Rundheit der Erde anzweifeln wollte? Mit Sicherheit dazu, mich lächerlich zu machen. In allen naturwissenschaftlichen Fragen verlasse ich mich also auf Kopernikus, Newton, Einstein und die anderen.

Auch, was das Verständnis und die Erkundung der Vergangenheit angeht, verlasse ich mich in hohem Maße auf die Erkenntnisse der mir Vorangegangenen. Die Punischen Kriege, das Edikt von Nantes: Ich weiß, das heißt, ich glaube, dass sie stattgefunden haben. Je näher die Vergangenheit, umso lebhafter die weitergegebenen Erinnerungen und umso größer die Zahl der erhaltenen Dokumente, die von ihr zeugen können. Diese Zeugnisse muss ich nicht alle persönlich in der Hand gehabt und studiert haben, um ihren Gehalt zu kennen. Ich brauche keine Berge von Archivmaterial durchzuarbeiten, sondern kann mich auf eine Reihe von Historikern verlassen, deren Arbeiten im Laufe der Jahre von nachrückenden Kollegen ergänzt und, wo nötig, berichtigt wurden.

Wenn ich über die Vergangenheit nachdenke, geht es mir im Übrigen gar nicht so sehr um ein Infragestellen der im Laufe der Zeit angehäuften Kenntnisse oder deren Beurteilung. Es geht mir noch nicht einmal zuerst um die unzähligen Leerstellen, die vielen Lücken im Bild, die kein Historiker je wird schließen können. Ist es nicht so, dass uns die Vergangenheit, auch wenn wir noch so viel darüber in Erfahrung bringen, letztlich verschlossen bleibt? Es gibt unerforschte Regionen der Vergangenheit, und es wird auch immer welche geben; kein Zeitalter kann je restlos erschlossen werden. Doch selbst wenn wir lückenlos rekonstruieren könnten, was wann geschehen ist, bliebe, so scheint mir, ein vollständiges Nachvollziehen der Vergangenheit eine Sache der Unmöglichkeit. Diese Unmöglichkeit ergibt sich aus der Natur der vergehenden Zeit selbst, aus der nicht rückgängig zu machenden Wandlung, der sie nicht nur alle Geschöpfe, Bauwerke und Gegenstände, sondern auch die Sprache

selbst unterwirft. »Wie es damals gewesen ist«, werden wir nie herausfinden, weil wir uns dazu in ein für immer entschwendenes Damals begeben müssten.

Zu der Erkenntnis, dass sich mir immer etwas entziehen würde, so sehr ich mich auch um Gewissheit bemühen würde, gelangte ich schon zu Beginn meiner Beschäftigung mit dem 1924 gestorbenen Florens Christian Rang, Ich merkte: Auch wenn jede Sekunde seines Lebens bezeugt wäre; auch wenn eine versteckte Kamera jede seiner Gesten und Blicke und irgendein noch zu erfindendes Gerät jeden seiner Gedanken aufgezeichnet hätte, bliebe doch immer noch etwas mir Unzugängliches bestehen. Es ist die Entfernung, die diese Barriere schafft. Die Zeit meines Urgroßvaters – und schon die meines Vaters; schon meine eigene »jüngste Vergangenheit« – ist nicht mehr in sich beschlossen; kein Blick kann sie mehr anders als aus der Ferne treffen.

Es war diese Erkenntnis, die letztlich die Form des Buches *Ahnen. Ein Zeitreisetagebuch* bedingte.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, auf die Unmöglichkeit, der Vergangenheit habhaft zu werden, literarisch zu reagieren. Die geläufigste ist der Rückgriff auf die Fantasie, auf die Erfindung. Es ist die Methode des historischen Romans. Ausgehend von den Wissenselementen, über die er verfügt, entwirft der Autor ein umfassendes Bild einer mehr oder weniger fernen Epoche oder einer kurzen Zeitspanne innerhalb dieser Epoche, und er lässt die Figuren, gleich, ob sie nun erfunden sind oder ob sie tote Menschen zum Vorbild haben, auftreten und sprechen, wie sie seiner Imagination zufolge womöglich gesprochen haben könnten. Es ist die traditionelle Vorgehensweise des Romans, auf eine mehr oder weni-

ger weit zurückliegende Vergangenheit angewandt. Oft wird diese Vergangenheit als reine Kulisse gebraucht; in Zeiten des zivilen, gemäßigten zwischenmenschlichen Umgangs erlaubt sie ein gefahrloses Schwelgen in Sinnlichkeit und Gewalt.

Warum schien mir dieses Vorgehen für mein Buch nicht das richtige? Unter anderem, weil es im historischen Roman nicht vorderhand um Wissen-Wollen, sondern um das Erschaffen einer Illusion in Form einer Modell- oder Miniaturvergangenheit geht; um die Darstellung von Gefühlsverstrickungen und Machtkämpfen, die durch die Verlagerung in eine andere Zeit etwas Exotisches bekommen. Fragen der Dramaturgie, des aufzubauenden Spannungsbogens oder des Effekts beim Leser spielen dabei eine weit wichtigere Rolle als das getreue Abbilden einer historischen Wirklichkeit oder das Streben danach. Mir aber war es tatsächlich – ohne, dass ich Historikerin wäre – um das »Wie es gewesen ist« und um das »Wer war dieser Mensch?« zu tun, um Fragen also, von denen ich wusste, dass sich keine endgültige Antwort auf sie würde finden lassen. Gab es überhaupt noch eine Möglichkeit, mich dieser fernen Zeit, diesem in der Vergangenheit versunkenen Menschen anzunähern?

Der einzige Weg, der meinem Vorhaben zu entsprechen schien, war der, gar nicht erst zu versuchen, von der Vergangenheit ein abgeschlossenes Bild zu zeichnen. Stattdessen beschloss ich, meine Annäherung an diese ferne Zeit zu erzählen, meinen Weg zu dem seit beinahe hundert Jahren Toten. Anders als ein Biograf oder Autor eines historischen Romans würde ich meine Arbeit jedoch nicht in eine Phase der Dokumentation und in eine weitere des Schreibens aufteilen. Ich würde nicht warten, bis ich eine fertige Vor-

stellung von der zu beschreibenden Zeit hätte, um mit dem Organisieren und Strukturieren des Materials, anders gesagt mit dem Erzählen zu beginnen. Stattdessen würde meine Recherche selbst den Verlauf der Erzählung bestimmen. Die Vorstellung, die ich von der Person und der Zeit Florens Christian Rangs hatte – vom Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts –, würde sich dadurch unweigerlich im Laufe meiner Annäherung wandeln. Auf diese Weise würde kein festes Bild dieser Epoche und dieses Menschen entstehen können, sondern eines, das immer wieder infrage gestellt und berichtigt würde und bis zum Schluss in Bewegung bliebe.

Ich würde von meiner Reise in die Vergangenheit erzählen, ein wenig wie ein Ethnologe während einer Expedition zu den Pygmäen einen Forschungsbericht verfasst, in dem er alles festhält, was er auf seiner Reise erlebt – seine Begegnungen mit Menschen, die Konfrontation mit fremden Bräuchen und einer fremden Sprache ebenso wie die Fragen, die er sich täglich stellt, die Überraschungen, Ahnungen und Ängste, die in ihm aufkommen. Auf diese Weise würde ich nicht nur von meinen Entdeckungen erzählen, sondern auch die Zeit selbst spürbar machen als ein Dickicht, das es bei der Erforschung der Vergangenheit zu durchdringen gilt. Denn in meinem Buch würde man nicht sozusagen per Knopfdruck in eine frühere Zeit geraten (wie im historischen Roman, wo man anfängt zu lesen und auch schon angelangt ist in der Vergangenheit), vielmehr würde der Leser mich durch dieses Dickicht hindurch begleiten.

Während ich nun schon eine Weile unterwegs war auf meiner Reise – während ich also schon mit dem Schreiben begonnen hatte und zugleich las, entzifferte, reiste, Gesprä-

che führte, Post bekam, wobei jedes neue Element mich einen Schritt weiterbrachte auf meinem Weg –, stieß ich in einem Buch eines Zeitgenossen und Bekannten Florens Christian Rang's, Gustav Landauer, auf folgende Passage:

Wir wissen von der Vergangenheit nur unsere Vergangenheit; wir verstehen von dem Gewesenen nur, was uns heute etwas angeht; wir verstehen das Gewesene nur so, wie wir sind; wir verstehen es als unseren Weg. Anders ausgedrückt heißt das, daß die Vergangenheit nicht etwas Fertiges ist, sondern etwas Werdendes. Es gibt für uns nur Weg, nur Zukunft; auch die Vergangenheit ist Zukunft, die mit unserm Weiterschreiten wird, sich verändert, anders gewesen ist.

[...] Die Vergangenheit, die lebendig in uns ist, stürzt mit jedem Augenblick in die Zukunft hinein, sie ist Bewegung, sie ist Weg. Jene andere Vergangenheit, nach der wir uns umblicken, die wir aus Überresten konstruieren, von der wir unsern Kindern berichten, die als Bericht der Vorfahren auf uns gekommen ist, hat den Schein der Starrheit, kann sich auch nicht, da sie zum Bild geworden, keine Wirklichkeit mehr ist, fortwährend verändern.

In diesen Sätzen voll klarer, eindringlicher Schönheit erkannte ich etwas wieder, was ich bereits selbst gedacht oder wenigstens undeutlich gespürt hatte: dass es nämlich nicht eine, sondern zwei Vergangenheiten gibt – einmal jenes unerreichbare und umso beharrlicher von mir angestrebte Ziel des »Wie es gewesen ist«; ein kleiner Gegenwartsmoment, der Jahre später, nein, eigentlich schon fünf Minuten später,

nicht mehr zu fassen, sondern allenfalls zu errahnen ist. Neben dieser unzugänglichen, erstarrten Vergangenheit gibt es aber noch eine zweite, und diese ist die einzige, mit der wir es je zu tun bekommen. Diese zweite, lebendige Vergangenheit ist eine, die nicht mehr hinter, sondern *vor* uns liegt. Sie ist der Weg, auf den wir uns begeben, wenn wir anfangen, uns mit ihr zu beschäftigen, wenn wir uns bemühen, ihr näherzukommen. Es war der Weg, auf dem ich nun schon seit geraumer Zeit unterwegs gewesen war.

In seinem Buch *Landschaften der Metropolen des Todes* beschreibt der Historiker Otto Dov Kulka (der, wie er erst als alter Mann in diesem Buch berichtet, als kleiner Junge in Auschwitz gefangen war), dass ihn immer ein Gefühl der Fremdheit erfasse, wenn er Lagerberichte lese. In Anlehnung an Kafkas Parabel »Vor dem Gesetz« schreibt er, es gebe nur ein einziges ihm offenstehendes Tor zur Vergangenheit, und das bestehe aus den Erinnerungen, die in ihm lebendig seien. Fremde Erfahrungsberichte seien ihm verschlossene Türen.

Die Vergangenheit, um die es bei Otto Dov Kulka geht, ist nicht jene weit entfernte, zu der wir nur noch den unpersönlichen Zugang über Geschichtsbücher und Zeitdokumente haben, sondern eine für ihn erinnerbare. Aber vielleicht lässt sich das Bild, das er verwendet, ausdehnen und variieren. Denn es könnte gut sein, dass auch in jene ferne Zeit, in die keine eigene Erinnerung mehr reicht, für jeden von uns nur ein besonderer Weg führt, den er sich selber durchs Zeitdickicht bahnen muss. Wir haben keinen Zugang zu der Vergangenheit an sich, sondern nur zu jener zweiten, zu der wir in eine persönliche Verbindung treten.

Dass es zwischen Gestern und Heute, zwischen Damaligem und Heutigem, einen unvermeidlichen Zusammenhang gibt, ist wohl selbstverständlich; das mag auch der Grund sein, warum dieser Zusammenhang nicht nur in historischen Romanen, sondern auch in vielen Geschichtsbüchern, also in den Arbeiten von Menschen, die mit dem Anhäufen, Ordnen und Interpretieren von Wissen über die Vergangenheit beschäftigt sind, kaum zum Ausdruck kommt. Es wird in diesen Büchern ein Wissen über bestimmte Ereignisse und Figuren der Vergangenheit dargelegt, aber es wird nicht oder nur selten darauf hingewiesen, auf welche Weise dieses Wissen von der Gegenwart und vor allem auch von einem Dazwischen geprägt wird – von jener Zeit, die uns von den beschriebenen Ereignissen und Figuren trennt und uns zugleich mit ihnen verbindet. Wenn ich beispielsweise in einer Fülle von hinterlassenen Schriften Florens Christian Rang den Bericht des Besuches einer »Irrenanstalt« (1904) lese und dabei auf die Frage stoße, die der Pfarrer Rang dem ihn begleitenden Arzt stellt: »Warum vergiften sie diese Menschen nicht?«, so kann ich mir noch so eindringlich sagen, dass diese Frage nur eine spontan hingeworfene war und keineswegs bedeutet, dass der, der sie stellte, eine Verwirklichung dessen, was er da suggerierte, praktisch in Erwägung gezogen, geschweige denn unter gegebenen Umständen selbst veranlasst hätte. Ich kann, so sehr ich mich auch bemühe, nicht vergessen, dass diese Menschen wenige Jahrzehnte später vergiftet worden sind, kann diese Frage nie mehr so unschuldig (mit der verhältnismäßigen Unschuld der Unwissenden, weil früher Geborenen) hören, wie sie gestellt wurde.

Ein Dazwischen wird von uns Gegenwärtigen unwillkürlich immer mitgedacht, wenn wir uns mit fernen Zeiten

beschäftigen. Vermutlich wird so selten darauf hingewiesen, weil dieser Zusammenhang sich von selbst versteht. Vielleicht versteht er sich aber so sehr von selbst, dass sogar mancher Historiker ihn beim Schreiben nicht stets vor Augen hat. Der Historiker ist an eine Neutralität und Objektivität gehalten, die es in der Geschichtswissenschaft wie in anderen Wissenschaften nur als ein angestrebtes Ziel, nie als ein vollständig erreichtes geben kann. Dieser Anspruch der Objektivität geht so weit, dass ein Wissenschaftler in seinen eigenen Texten gar nicht vorkommen darf, und falls er das ausnahmsweise doch tut, dann in Form eines Plurals, der den Anschein erweckt, er sei gar nicht allein, sondern Teil einer ganzen Forscherarmee, die in ihrer Einigkeit und Vielzahl nur recht haben kann.

Aber auch wenn er ganz zu verschwinden sucht und weder in der Ein- noch in der Mehrzahl irgendwo aufzufinden ist, kann natürlich kein Autor aus seinen Schriften je wieder heraus. Denn nicht nur, dass diese schließlich nicht von alleine haben entstehen können. Auch ein Geschichtsbuch ist nicht nur eine Ansammlung von Wissen, keine reine Anhäufung von Informationen – und selbst das Wissen, die Informationen scheint es nicht in Reinform zu geben –, sondern immer auch Deutung, und für eine solche braucht es einen Interpreten. All das versteht sich, wie gesagt, von selbst und müsste nicht eigens erwähnt werden, wenn man nicht oft den Eindruck bekäme, die von der Vergangenheit Erzählenden wüssten nicht recht darum oder sie mäßen jedenfalls dieser offensichtlichen Tatsache keinerlei Bedeutung zu.

Otto Dov Kulka hingegen muss dieser Gedanke sein ganzes Historikerleben über sehr bewusst gewesen sein: Wäre das große Morden weitergegangen, so wäre er selbst

als eines von Millionen Todesopfern in der Geschichtswissenschaft vorgekommen. Die Geschichte, die er sein Leben lang erforschte, ist auch eine ihn ganz unmittelbar betreffende, deren zermalmendem Rad er gerade noch entkommen ist. Sein Verlangen nach einem neutralen Blick von außen muss daher gewaltig gewesen sein. Er stellte sein ganzes Leben in den Dienst des Wissens, der möglichst objektiven Forschung und verschwieg, welche persönliche Verbindung er zu seinem Studienobjekt hatte – um am Ende doch noch von sich selbst zu erzählen, von dem kleinen Jungen, als welcher er Auschwitz erlebte.

Das Wissen ist aus dem Erzählen heraus entstanden, anders gesagt: Die Geschichtsschreibung hat ihren Ursprung in der Dichtung. Jahrtausendlang wurde das Geschehene weitererzählt und -gesponnen, bis es irgendwann aufgeschrieben wurde. Mit dem schriftlichen Festhalten vergrößerte sich der zeitliche Abstand zwischen den Ereignissen und ihrer überlieferten, teils noch von Zeitzeugen verfassten Darstellung. Man begann, die Vergangenheit als einen Gegenstand zu sehen, von dem man nicht nur Kenntnis nehmen, sondern über den man kritisch nachdenken konnte. Wissen und Erzählen: Diese beiden uralten und verwandten Formen der Vergangenheitsbewahrung finden in der Person Otto Dov Kulkas wieder zusammen.

Wer sich, ohne Historiker zu sein und ohne auf das eigene Gedächtnis zurückgreifen zu können, der Vergangenheit annähern will, muss seinen eigenen Weg dafür finden.

Gewiss, es bleibt eine unüberwindliche Hürde, ein Berg oder ein Graben. Aber ist da nicht ein Unterschied zwischen einem, der schulterzuckend am Grabenrand

stehenbleibt, und einem, der den Graben unter größter Anstrengung und mit Hilfe aller möglichen Strategien zu überwinden versucht? Wenn die innere Anstrengung, ebenso wie die äußere, ein Fortbewegungsmittel ist, kommt Letzterer am Ende ein bisschen näher heran. Was ist aber von denjenigen zu halten – von denen es gar nicht wenige gibt –, die überhaupt nicht merken, dass da eine Hürde ist? Die gar nicht erst den Versuch machen, sich zurückzugeben, wenn sie von früher erzählen, sondern umgekehrt – als wäre das möglich – die Verschwundenen in ihre Gegenwart holen? Als wäre die Zeit ein Fließband, dessen einziger Zweck es ist, alles, was je existiert hat, zu ihnen, den behaglich in ihren Sesseln Zurückgelehnten, hinzubefördern.

Die Anstrengungen, die nötig sind, wenn wir der Vergangenheit ein wenig näher kommen wollen, sind womöglich nicht nur geistiger, sondern auch seelischer Natur (wem dieses Wort missfällt, der mag es durch ein anderes ersetzen). Denn es ist weniger das Verständnis, scheint mir, als eben ein andersgeartetes Bemühen, das es uns ermöglicht, uns nicht von den befremdlichen Gewohnheiten, Überzeugungen und Äußerungen der vor uns auf der Erde Gewesenen beirren zu lassen, sondern dahinter etwas zu erspüren, was sie ihrer Zeit enthebt und uns erlaubt, mit ihnen in eine engere Verbindung zu treten.

Erste Auflage dieser Ausgabe 2026
Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werkes für Text und Data Mining
im Sinne von §44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1076-0

www.matthes-seitz-berlin.de